Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 117 (2007)

Artikel: Poetry-Slam : aus der Werkstatt eines Slam-Poeten
Autor: Libsig, Simon
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-900999

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Simon Libsig

Poetry-Slam

Aus der Werkstatt eines Slam-Poeten

Als Simon Libsig vor drei Jahren zum ersten Mal eine Poetry-Slam-Veranstaltung besuchte, wusste er, dass diese Art der Literatur-Performance genau die Ausdrucksform war, die er für seine eigenen Texte schon lange gesucht hatte. Begeistert organisierte er darauf den ersten Badener Poetry-Slam und trat auch gleich mit eigenen Texten auf. Der Moderator des Badener Slams, selber ein erfolgreicher Slam-Poet, fand Libsigs Texte gut und überredete ihn, zum internationalen Poetry-Slam nach München zu reisen, wo er sich gegen Szenen-Grössen aus Deutschland, Österreich und den USA durchsetzte und diesen grössten europäischen Slam überraschend gewann. Seither ist Simon Libsig eine bekannte Figur in der europäischen Slam-Szene. Er wurde Anfang 2006 von der Pro Argovia, zusammen mit zwei weiteren Aargauer Künstlern, zum Pro Argovia Artist 2006/2007 gewählt.

Poetry-Slam bezeichnet einen literarischen Vortragswettbewerb, bei dem es darum geht, eigene Texte innerhalb eines bestimmten Zeitlimits (ca. 6 Minuten) vor Publikum vorzutragen; dies nicht im herkömmlichen Sinn, am Tisch oder Stehpult lesend, bei Stehlampe und einem Glas Wasser, sondern es gilt, die Texte zu performen, zu schreien, flüstern, rhythmisch und wenn möglich auswendig zu «inszenieren». Den Texten soll dabei eine ganz eigene Stimmung verliehen werden, was bei traditionellen Lesungen weniger betont wird.

Sowohl inhaltlich wie formal gibt es für das Vorzutragende keinerlei Vorgaben. Auf Slam-Bühnen finden sich deshalb fast alle Formen moderner Literatur, von klassischer zerbrechlicher Lyrik über Standup Comedy bis zu prosaischen Kurzgeschichten.

Dem Publikum fällt an einem Poetry-Slam eine sehr wichtige Funktion zu: Es ist zum Mitfiebern und Mitwerten eingeladen und kürt entweder mittels Lautstärke oder Länge des Applauses oder in Form von Stimmzetteln oder Hochheben von Rosen (oder weiteren fantasievollen Aktionen) den Sieger/die Siegerin. Ein Wettbewerb also wider den tierischen Ernst!

An der Vernissage der vorliegenden «Neujahrsblätter» trat Simon Libsig als «Performance-Poet» mit eigenen Texten auf. Seine Geschichten mit ihren melancholischen Heldengestalten bestechen mit einer Mischung aus virtuoser Wortakrobatik, Kaskaden von Binnenreimen, Assonanzen, Alliterationen und sinnlicher Poesie.

Obwohl wir uns bewusst sind, dass bei dieser neuen literarischen Form der schriftliche Text nur die eine Hälfte des künstlerischen Produkts ist, möchten wir unserer Leserschaft doch ein paar Müsterchen aus der Werkstatt eines Slam-Poeten nicht vorenthalten.

Veronika Kühnis

Simon Libsig

Alltag

Jeden Obig chund er hei, völlig dure vom Schaffe,
nach acht Stunde mit Chunde schnure und zwüscheddure eis paffe,
nach hitzige Sitzige, E-Mails und Telefon,
nach tonnewies Papier-Chram
ere lahme Power Point Präsentation

Du so ne Chopf hät er, so ne Birre –
hey, wiene Irre
nume umehetze und im Stress si,
zum Zmittag en Kebab abe-schletze und drü Espressi –
Jo messi, dasch gsund!

Aber jetzt isch jo Fürobig, jetzt fangt sis Läben a,
ohni Mobbe vo obbe und säbe näbedra,
ohni müesse büesse, nur wills Management pennt,
ohni die gschnigglete Giggle im gschtrigglete Hemnt…
nei, für hüt hät er's würklech gseh:
kei Banke-Deal im chranke Stil meh,
kei Quali und Interna…
jetzt chönd's ihn alli gern ha!

Jetzt hät er ändlech Frei-Zit, hey Zit für sech,
    zum Entspanne und sech Löse,
grad no vier Stund sind's, bevor er goht go chröse…
aber die, die muesch nutze, dänkt er,
jetzt chasch nöd schlapp mache,
jetzt muesch ab-mache,
ab i d'Stadt is Pub, oder weder mol is Kino,
jetzt sötsch doch wie no
use, under d'Lüüt, zum nüüt Verpasse,
sötsch überall debisi, easy eis jasse,
oder z'mindescht goge
tschogge.

Guet, die choge Wösch liit ä no ume – scho sit Tage,
gnau wie d Stür-Erchlärig, oder s Gschirr,
    und s schloht ihm uf de Magge…
drum seit er «chum, jetzt musch di nöd bestroffe,
jetzt gisch der eifach Müeh, gosch lieber früeh go schloffe» –
und schaltet de Fernseh i.

En Schritt wiiter goh

Dasch wieder emol en Tag, won ich alles wot ändere, lieber mit Deer am Meer noschländere, i andere Länder e Zuekunft sueche wörd, als gschtört verstört und voll denäbe, als voll vergäbe, mit eme Groll dur s Läbe z hetze – jetz e Pause mache: überlegge, tschegge, weli Sache richtig wichtig sind, wer mich au a mine schwache Täg no zwäg find, mich denn zum Lache und wieder zrug uf de Wäg bringt, wer über Häg springt, um mit mir am zwoi am Morge sorgefrei im Freibad z bade, an Bahnhof chund, e Stund bevor min Zug achund und wartet, wer mit de gliche Ziel vor Auge startet, ide Nacht mit de gliche Träum ufwacht wien ich – hey Mann, was han ich gmacht, ich han das alles wie vergässe, han mis Glück dazmal ade Azahl Adrässe i mim Organizer gmässe, bin wie bsässe umezoge, nume goge fäschte, han chäschtewis Bier gsoffe, Lüt, wo mir schier nüt bedütet, troffe, bin offe gsi und oft am zwoi z zwoite, und doch chli allei heigloffe. Nei, ich hoffe, ich han s jetzt gschnallt, das alles git mir z wenig Halt, hät z wenig Ghalt, s wird halt alt, so überall chli easy debi si, miesi Musig ab Computer, luter schrägi, trägi Trendis, wo mit em Handy s Güppli ade Bar bschtelled und verzelled sie wellet no dieses und jenes und das, wo mit em Glas ide Hand en ganze Märliband chönd fülle, wo chönd «vorwärts» brülle und trotzdem stoh bliebe; sich wiene Schiibe im Chreis drülle, im Chreis drülle, sich wiene Schiibe im Chreis drülle… – Drum jetzt e Pause mache, überlegge, tschegge, weli Sache richtig wichtig sind: Ich find, ich bin nöd nume do zum nume umestoh, ich wot de Chreis verloh, und jetzt en Schritt wiiter goh.

Dicke Post

Verstehen Sie mich nicht falsch, ich sage nicht, dass es den Weihnachtsmann nicht gibt, ich sage lediglich, dass er seine Fanpost nicht persönlich beantwortet. Woher ich das weiss? – Ich weiss es eben – denn das ist mein Job.

Wird in der Region Baden ein an den «Weihnachtsmann» oder an «Santa» adressierter Brief aufgegeben, landet er direkt auf

meinem Schreibtisch. Gleiches gilt für Karten oder Päckchen. «Fürs nächste Weihnachtsgeschäft planen wir zusätzlich einen E-Mail- und SMS-Service», meint Bärlocher, mein Chef. Ihm verdanke ich diesen Schreib-Job. Er hält mich für qualifiziert, weil ich Germanistik studiert habe. Sie werden verstehen, dass ich diesen Fehlschluss ausnahmsweise hinnehme. Und so hat mich mein Uni-Diplom wenigstens einmal weiter gebracht – meine Lizentiatsarbeit über die gotische Verbalmorphologie – nämlich vom Postschalter ins Backoffice. Hier habe ich meine Ruhe und kann mich endlich mal um Kunden kümmern, die sich noch freuen, von uns zu hören. Ausserdem tu ich das alles für Vera.

Als ich Vera damals kennen lernte, fehlten ihr bereits einige Zähne. Lange Gespräche oder Spaziergänge strengten sie an. Ihr Schlaf war unruhig, spätestens bei Sonnenaufgang stand sie jeweils auf der Matte. Sie war fünf, zwei Jahre jünger als ich, und bald schon wie meine kleine Schwester. Wir spielten Klingel-Streiche, fuhren Rennen, auf einer Matratze, Treppe abwärts, und kannten alle Sprüche von Alf auswendig. Als Mitglieder des Mickey Mouse Detektiv-Clubs bekämpften wir das organisierte Verbrechen, beschatteten Nachbars Katze und verhörten Zahnspangen-Urs. Im Keller. Gefesselt. Unvergessen bleibt der Tag, als wir durch einen genialen Zug gleich zwei Rätsel auf einmal lösten: Warum der Luftbefeuchter muffelte, und wo mein Hamster geblieben war.

Doch plötzlich änderte sich alles. Vera wollte nicht mehr nur als Kumpel, Partner oder Komplize wahrgenommen werden, sondern als Frau. Sie «entwickelte Gefühle», wie sie sagte, und ich, ich entwickelte Panik. Was sollte das auf einmal? Ich war doch noch jung, hatte mein ganzes Leben noch vor mir, wollte mich noch austoben, mich selbst verwirklichen, Herrgott, ich konnte ja noch nicht mal ihren Namen schreiben! Ich konnte überhaupt noch nicht schreiben. Oder lesen. Oder rechnen.

Im Nachhinein betrachtet, war ich damals wohl einfach noch nicht reif genug für eine feste Beziehung, und so tat ich etwas, was mir heute noch unendlich leid tut; denn als Vera sagte: «Ich glaube, wir gehören zusammen», spielte ich meine ultimative Verteidigungs-Karte aus und erwiderte: «Du glaubst ja auch noch an den Weihnachtsmann.» – Päng!

Überrascht von der Wirkung meiner Worte, schob ich, ohne Luft zu holen, gleich noch Dinge nach wie «Rentiere können gar nicht fliegen» und «der würde doch durch keinen Schornstein passen», es war grausam. Nicht, dass ich dadurch Veras Glauben an den Weihnachtsmann erschüttert hätte, nein, das war unmöglich. Aber ich respektierte sie nicht in ihrem Glauben, ja ich machte mich sogar noch lustig darüber. Meine Intoleranz verletzte sie viel mehr als jede Schramme, die ich ihr bis dahin zugefügt hatte. Denn diesmal geschah es mit Absicht. Und nicht im Spiel. Ich sah Vera nie wieder.

Wenn ich diese Tage nun wieder Hunderte von Briefen beantworte, dann nehme ich das sehr ernst. Obwohl Bärlocher einen standardisierten 0815-Wisch verlangt, schreibe ich jeden einzelnen dieser Briefe persönlich. Und jeden einzelnen irgendwie für Vera.

Je ne comprends nichts

Man kennt den Effekt ja mittlerweile: Wenn Mütter zu ihren Kindern sagen «Zieh was Warmes an, es wird kalt werden», dann glauben die's erst mal nicht, bis sie auf dem Spielplatz mit der Zunge an der Rutsche kleben bleiben, sich beim Versuch, in eine gefrorene Wasserpfütze zu springen, den Fuss brechen oder sich am erstarrten Schnuller einen Milchzahn ausbeissen. Mütter sind die besten Wetterfrösche, da gibt's überhaupt keinen Zweifel.

Dass Französischlehrer jedoch vergleichbare hellseherische Fähigkeiten für sich beanspruchen können, hatte ich bisher stets militant bezweifelt. Ratschläge wie «es wäre sinnvoll, wenn du die Verben auch im Plural könntest», schlug ich in den Wind, schliesslich war ich ja eh immer alleine. Ebenso weigerte ich mich, den Konjunktiv zu gebrauchen. Ich war vierzehn Jahre altklug, hatte meine eigene Meinung, stand dazu, brauchte nicht mit irgendwelchen «Hätte»- oder «Möge»-Formen rumzugluckse. Konjunktiv ist was für Drückeberger, dachte ich damals, und drückte mich erfolgreich davor. Von meinen drei Französischgrammatiken verscherbelte ich eine bei unserem letzten Garagenverkauf, die beiden anderen wurden kurzer Hand als fossile Brennstoffe deklariert.

Tja, und wie das dann so ist, ich wurde älter, tauschte meine über die Jahre gesammelten Mickey-Mouse-Hefte gegen einen Weltatlas ein, das Ausland mit seinen verschiedensten Sitten und Unsitten, Sprachen und Shopping-Centern wirkte aphrodisierend, ich wollte weg.

Paris sollte mein Planschbecken für erste interkulturelle Tauchgänge sein, ein Sandkasten für Burgen aus zuckersüssem Charmeur-Akzent. Oh Scheri, Dein Pfirsisch-Popo macht misch ganz Karussell in meine Kopf.... Es würde herrlich werden, ich war mir sicher.

Mit Charmeur war dann jedoch erst mal nicht viel los, dafür um so mehr mit Akzent. Am Tag meiner Ankunft schaffte ich es nicht mal, mir im «Hôtel de ville» ein Zimmer zu nehmen, sprachen-technisches K.o. in der ersten Runde. Ich hatte das Gefühl, als wollten die mich gar nicht verstehen, gemein, schliesslich hatte ich auch nicht so ein dickes Fell.

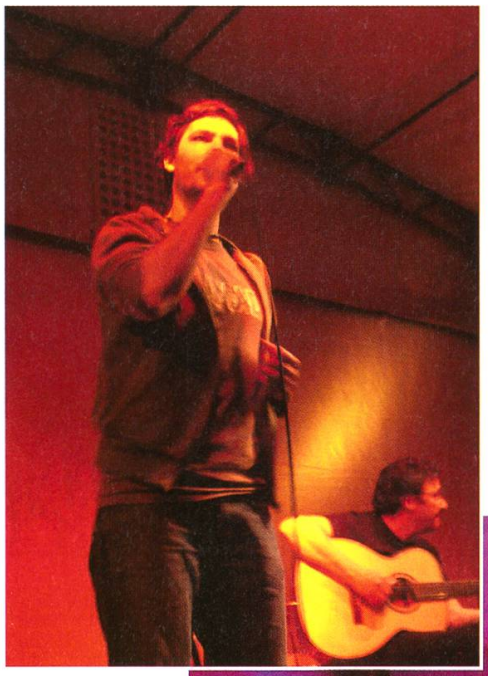
Das Ausland, wo dich niemand kennt, du neu beginnen, in Rollen schlüpfen, Charaktereigenschaften wie Hemden wechseln kannst, nur mal so zum Ausprobieren, vorausgesetzt, es klappt mit der Sprache. Versuch mal witzig zu sein, wenn du Pointen nicht über die Zunge bringst, überlegt und bedacht, wenn du innerlich in aller Hektik nach Worten suchst. Wenn's schon bei banalen Sätzen mit der Syntax hapert, wird's im Oberstübchen wohl auch nicht allzu geordnet aussehen, denken sich viele, drücken dir nach dem ersten Gespräch den Debilen-Stempel auf die Stirn.

Die ersten paar Wochen in Paris dümpelte ich, linguistisch gesehen, auf dem Intelligenzniveau eines «pain au chocolat» rum, mit dem Unterschied, dass jeder und jede «pain au chocolat» kennt und mag. Mehrmals blieb ich mit meiner Zunge am Konjunktiv kleben, biss mir an «le» und «la» den einen oder anderen Milchzahn aus. Dann hatte ich es satt, hatte genug genickt ohne wirklich zu verstehen, es schien an der Zeit, Grammatik und Vokabeln zu büffeln, meinen ehemaligen Französischlehrer zu rehabilitieren.

Bald schon konnte ich, ohne grösseres Aufsehen zu erregen, bei McDonald's ein Happy Meal bestellen, war nicht länger auf Lebensmittellieferungen von Freunden und Bekannten aus dem Ausland angewiesen, das Leben wurde angenehmer, begann sogar richtig Spass zu machen.

Ich war gewillt, mich auf qui und que einzulassen, lernte die exotischsten Stellungen des französischen Sprachen-Kamasutras, suhlte mich im Passé-composé-Sumpf.

Ich fand meine Sprache, konnte mich endlich ausdrücken, mir den Mund fusselig quatschen, verstand so einiges, was vorher verschlüsselt schien, verstand, dass das «Hôtel de ville» das Rathaus war. Paris, je t'aime.



Simon Libsig an der KulTour am 28. Oktober 2006 in Baden